

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 40 (1953)
Heft: 5: Wohnhäuser

Artikel: Otto Meyer in Amden
Autor: Schlemmers, Oskar / Zeller, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-30975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Otto Meyer, Selbstbildnis 1906, Bleistift. Privatbesitz | Autoportrait 1906, mine de plomb | Self-portrait 1906, pencil

Photo: Walter Dräyer, Zürich

Otto Meyer, Selbstbildnis 1932, Aquarell. Privatbesitz | Autoportrait 1932; aquarelle | Self-portrait 1932, watercolour



Otto Meyer-Amden wurde 1885 in Bern geboren. Auf die im Waisenhaus Bern verbrachte Jugend folgte die Lehrzeit als Lithograph in Bern und Zürich, wo er 1906 auch Kurse in der Kunstgewerbeschule besuchte. Damals schon bildete sich im Banne seiner starken Persönlichkeit der Kern eines Freundeskreises, der bis heute die Treue gehalten hat. Herbst 1906 bis Frühjahr 1907 besuchte Otto Meyer die Klasse des Radierers Peter Halm an der Münchner Akademie. Es folgten Reisen nach Straßburg, an den Rhein und nach Paris. Ende 1907 beginnt das Studium in Stuttgart zuerst bei Landenberger, dann bei Hoelzel, später bei freier Arbeit. 1912 geht er nach Amden, wo er bis 1928 bleibt. 1928 bis 1932 lehrt Meyer-Amden an der Zürcher Kunstgewerbeschule. Am 15. Januar 1933 findet sein Leben nach schwerer Krankheit sein Ende. Abgesehen vom Freundeskreis wird sein Schaffen erst spät bemerkt, obwohl offenbar gelegentlich von ihm gesprochen wurde. 1918 schreibt L. H. Neitzel im damals neu erscheinenden «Kunstblatt» von der «feinfühligsten Kunst des fast legendären ‚Meier-Amden‘ (kaum einer weiß noch, wo er lebt, noch was er malt)». 1927 erkennt S. Giedion die Bedeutung: «Wir stehen nicht an, ihn die wichtigste malerische Erscheinung zu nennen, über die die Schweiz heute verfügt», was 1930 Thieme-Beckers Künstlerlexikon nicht hindert, sich mit drei, oben drein unpräzisen Zeilen über Otto Meyer zu begnügen. Nach Otto Meyers Tod haben Zürich, Basel und Bern 1934 große Gedächtnisausstellungen veranstaltet. Langsam werden sich weitere Kreise der Größe des Künstlers bewußt. Nach einer großen Ausstellung im Sommer 1952 in der Öffentlichen Kunstsammlung Basel folgt jetzt im Frühjahr 1953 eine umfassende Darstellung seines Werkes im Kunsthaus Zürich.

H. C.

Otto Meyer in Amden

Aus einem Vortrag Oskar Schlemmers

gehalten im Kunsthaus Zürich am 15. Januar 1934

Es ist 1912. Der Kölner «Sonderbund», «Der Sturm» und «Der Blaue Reiter» in Berlin erregen die Gemüter. – Hermann Huber kam öfters nach Deutschland und machte zumeist auch in Stuttgart Station. Es gelang ihm, den Jugendfreund in die Heimat zu entführen, in die ländliche Bergwelt von Amden bei Weesen am Walensee. Es muß in Amden, im Vergleich zu der harmonischen Stuttgarter Zeit, allen Berichten nach zunächst tumultuarisch zugegangen sein. Von Stuttgart folgte bald Willy Baumeister nach Amden, von Zürich herauf kam der westfälische Maler Molzahn zu längerem Aufenthalt, zu kürzeren Besuchen die Maler Reinhold Kündig, Paul Bodmer, Oskar Lüthy, Eugen Zeller, Karl Hügin, Hans Vollenweider und andere. Versprengte der Sekte um Josua Klein, der in Amden eine Art Ascona erstehen lassen wollte, trugen eine weltanschauliche Problematik zu der künstlerischen, in die sich die Maler des in vollem Aufbruch befindlichen

Expressionismus gestürzt sahen. – Otto Meyer, anfänglich allem auf ihn Eindringenden aufgeschlossen und voller Hingabe an die elementarisch bewegten Geister, zog sich erst sachte, dann immer entschiedener zurück. Ob durch die äußeren Umstände veranlaßt – vielleicht hatten die Freunde, mehr als ihm recht sein konnte, auf ihn aufmerksam gemacht, und es gab dann Enttäuschungen, da man zu wenig sah –, ob einer inneren Bestimmung folgend: diese von Konflikten äußerer und innerer Art reichbewegte Amdener Vorzeit dürfte in voller Objektivität, sofern diese möglich, wohl nur von einem Augen- und Herzenszeugen einmal dargestellt werden können.

Intermezzo war ein mehrwöchiger Besuch bei Eugen Zeller in Zürich im November 13, wo in Fortsetzung ähnlicher Arbeiten von Stuttgart eine Reihe kleiner graubrauner Impressionen entstand, mehr oder weniger stark «übersetzt», d. h. über die naturalistische Darstellung hinausgehoben. – Bei solchem Tun fanden wir ihn auch bei dem letzten Vorkriegsbesuch an Weihnachten 1913 – wir: die Heubner, Kämpel, Buchhändler aus München, und ich –, fanden ihn mit dem Vorsatz, auch als eine Art Tagebuch täglich eine Studie zu malen: landschaftliche Impressionen und häusliche; so: das dürftige Weihnachtsbäumchen in der Stube oder wir drei, Karten spielend am blaugekachelten Ofen im Schein der Lampe, derselben Lampe, die in der so ungewohnt-bewegten Skizze des «Betrunkenen» – es war der wilde, unbußfertige Nachbar – einen verwegenen Fall zu tun im Begriffe steht, die «Freizeit» ausgefüllt mit Schlitten und Ski, Einkauf und Kochen, Essen, Trinken und Sprechen und reichlichem Gelächter über Wort-, Schreib- und Zeichenspiele.

Dann entschweben – wenigstens für uns Deutsche – die Bilder der persönlichen Erinnerung, denn «alle irdischen Kriegswaffen haben heute das Wort. Ein anderes Mal, ob eigentlich mit größerer Umwälzung, weiß ich nicht, der Religionsgeist.»

Es war längst ruhig geworden in Amden. Die Tumultuarischen hatten sich verzogen, die Beziehung zu erprobten Freunden blieb. Über so manches Mißverständnis, daß die Einsamkeit und Amden selbst von Otto Meyer etwa «gesollt» gewesen sein könnten, schreibt er einmal: «... ich hätte niemals den Gedanken gehabt, hierher oder an ähnliche Abseite zu ziehen und allein wohnen zu bleiben, wenn es nicht durch den Zufall gekommen wäre. ... hätte ich nicht die schöne Sicherheit hierher gebracht, so wäre ich schon lange wohl nicht mehr hier – Wie aber die Sicherheit erlangen? Ich für mich, was ich davon habe, erlangte sie in der Stadt, d. h. in Spaziergängen auf das Land, aber ohne die Stadt wäre es mir vielleicht gefährlich geworden. – Das hiesige Leben ist übrigens nicht Einsamkeit, und es dünkt mich lustig, wenn sie in Zürich von Einsamkeit, in der ich sei, sagen. Einsamkeit ist vielleicht diejenige, wo man nur mit dem Himmel sprechen will und die Erde haßt. Abgesehen, Variation davon, daß die Engel die Einsamkeit auf-

heben würden, kann ich mir Niemanden vorstellen, der die Erde haßt und zugleich Engel erfindet. Die Antwort ist hier von verschiedenen Orten her gesprochen; der Refrain ist aber doch: Unglaube an die Einsamkeit, vielmehr Glaube an den Wunsch zur Gesellschaft, freilich gemäßigter Gesellschaft, sorgfältigerer Auswahl.» So 1919, also rückblickend und versöhnlich. Entschiedener klingt eine Briefstelle vom Mai 13: «... ich habe mit irgend einer Kraft einen Pakt gemacht für diese Art zu sein, auf ziemlich lange Zeit.» Welche Zeit aller Vermutung nach diejenige sein muß, in der er eben, «andere Gedanken ügend», jenen schon angedeuteten Passionsweg ging – wo er, mit der Bibel vermutlich als einziger Lektüre, sich tief in aller Frühe der Religiosität und insbesondere in die Ursprünge des Christentums vergrub; wohl zeichnend, aber mehr aufzeichnend, doch am wenigsten dabei an Kunst denkend; Schreibheftblätter anfüllt, enthaltend Sprüche wie «DIES IST DER ANFANG, MEIN WIRKEN IST SEIN WERKZEUG», und mit den Zeichen christlicher Symbolik: Kreuz, Stab, Krone, Stern, Hirten und Engel, seine Gedankenwelt zu ordnen trachtet, deren Inferno und deren Elysium wir nur zu ahnen vermögen. ... Die fragmentarischen Aufrisse verdichten sich langsam zu festerer Gestalt, zu kräftigerer Zeichnung in Tusche, teils unter Zuhilfenahme der geliebten Silberbronze, dann übergehend zu Ölmalereien auf Papier, von ihm selbst «als gemalte Ahnung neuer Malerei» und in der Wertung als ihm «sehr lieb» bezeichnet. Es sind ikonartigen Sinnbilder mit Inschriften wie «DAS REICH HABEN DIE HEIDEN GENOMMEN», eine hierarchische Hieroglyphik, fremd und doch wahrscheinlich religiöse Malerei, vielleicht die einzige echte unserer Tage, wie sie aussehen müßte, wenn unsere Gläubigkeit von der Tiefe der ersten Christen wäre. ... Darunter «Der Gute Hirte», ein Kopf in den Zackenformen der späteren Glasfensterköpfe, wie überhaupt der Glasfenstercharakter einiger dieser Malereien, da in Öl auf transparentes Papier gemalt, vollends klar wurde, als dieselben in der Amdener Schlafstube als «Hausgötzen», wie er sie einmal nannte, auf die Scheiben der Fenster geklebt, jahrelang dort verblieben, um dann leider beim Wegzug von Amden in Staub zu zerfallen.

Aufzeichnungen von Eugen Zeller

Der erste Weltkrieg war seit einigen Monaten ausgebrochen, meine Beschäftigung mit architektonischen Aufnahmen in Frage gestellt. Die ungewisse Zeit zwischen Einberufungen zum Grenzdienst mußte irgendwie genützt werden, und so war ich mit Otto Meyer übereingekommen, zusammen mit meiner jungen Frau bei ihm in Amden Wohnsitz zu nehmen. Unter Anleitung des Freundes, den ich 1906 in Zürich kennengelernt hatte, wünschte ich, von nun an mich freikünstlerischem Schaffen hingeben zu können. Durch Gewährung einer kleinen monatlichen Unterstützung wollte mein Vater uns dabei behilflich sein.

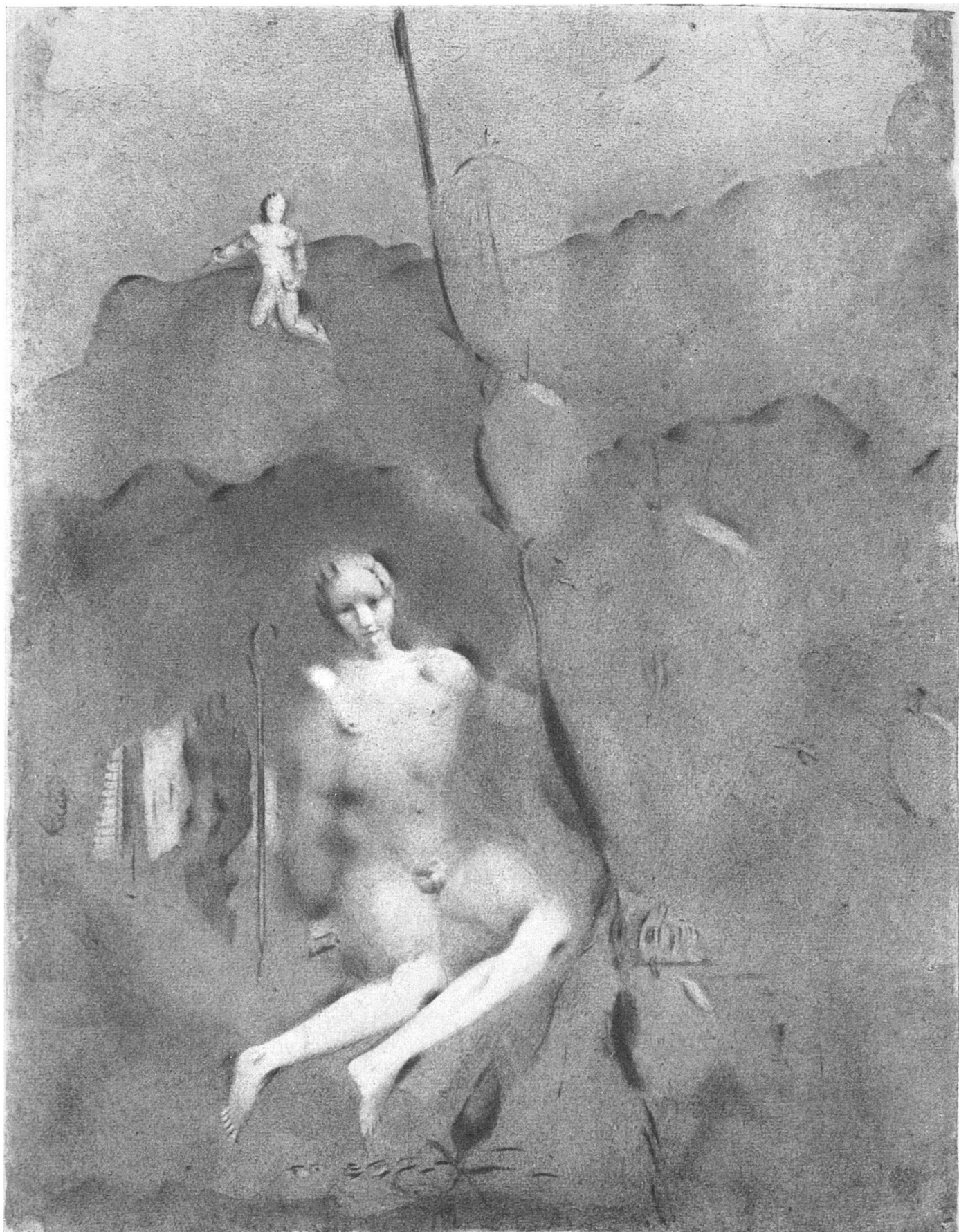
An einem Junitage des Jahres 1915, von Weesen kommend, steigen wir, Betty und ich, die bequeme Straße den hohen Felswänden entlang gegen Amden hinauf. Vor dem Eintritt ins Dorf folgen wir dem Fußweg hoch über dem Walensee. Hier treffen wir auf unsern Freund, der uns entgegengekommen ist. Er nimmt uns einiges Gepäck ab, und über den Hof «Zand» gelangen wir bald zum «Faren», wo Otto Meyer wohnt. Das Berghaus liegt etwas abseits, schön ins hügelige Gelände gebettet, den Giebel gegen See und Mürtchenstock gerichtet. Beim Eintreten erblicken wir links, an die Stubenwand geheftet, ein großes graues Packpapier, darauf, in Umrissen gezeichnet, die Figur eines Wettläufers. Es ist ein angefangener Wettbewerbs-Entwurf für ein Plakat. Der Raum ist freundlich-einfach. Decke und Wände sind hellolivgrün gestrichen, die dünnen, weißgetüpfelten Fenstervorhänge ganz zugezogen. Ein angenehm gedämpftes Licht bricht herein. Über dem Ruhebett hängen in dunklen Holzrahmen einige, zum Mobiliar des Hauses gehörende, alte farbige Lithographien aus einer Serie «Das Leben der Genoveva». Darunter ein Blatt mit gekreuzten Marterwerkzeugen als Randverzierung. Auf dieses zeigt Otto, da es ihm, wie er sagt, lieb ist. In die Fensterecke ist ein Tisch gestellt und eine Sitzbank angebracht. Daneben, etwas schief, das Christbäumchen noch von Weihnachten her, nadel- und schmucklos, sein Fußgestell mit weinrotem Tuch umhüllt. Gegenüber steht der behäbige blaue Kachelofen, oben ein farbiger Umhang. Ein zweiter Tisch mit dunkler Schieferplatte und Stühlen. Unter der Ofenbank ist ein orangeroter Futterteller für die Katze bereit. Das schmale Zimmer nebenan ist der Schlafraum Ottos; Decke und Wände wie die der Stube aus Holztäfer, aber roh, auf die Fensterscheiben geklebt einige seiner heftgroßen Figurenkompositionen, flächig in flüssigen Ölfarben auf Papier gemalt. Das Ungewohnte ihrer Wirkung fällt sogleich auf.

Zunächst handelte es sich darum, wie wir die Kosten für den gemeinsamen Haushalt teilen könnten. Wir gründeten eine «Kasse», ein simples Kartonschächtelchen, im Wandschrank versorgt, in welches ein jeder von uns dreien einen Fünfliber einlegte. Wenn der Inhalt zur Neige ging, füllten wir jeweils mit drei Fünflibern wieder auf. Otto bestand darauf, die Hälfte des Hauszinses, der zu entrichten war, übernehmen zu wollen. Obwohl wir anfänglich die Absicht hegten, ihm diese Last zu erleichtern, fügten wir uns seinem ausdrücklichen Wunsche. Die Botengänge ins Dorf machten wir meistens gemeinsam als Spaziergelegenheit. Beim Gehen achteten wir darauf, die Füße nicht neben das schmale Weglein zu setzen; wir gingen eins hinter dem andern, um kein Gras zu zertreten. Wasser war keines im Hause; es mußte bei jeder Witterung vom Brunnen der etwa hundert Meter oberhalb gelegenen Scheune im Kessel hinuntergetragen werden. Es war nötig, unsere Haushaltskasse zu schonen; darum war auch der Speisezettel sehr bescheiden und einfach. Oft gab es dreimal im Tage nur Kartoffeln, allerdings abwechs-

lungsweise immer wieder auf andere Art zubereitet, mit Kaffee, Kakao oder Tee. «Wasserrösti», um Fett zu sparen, war sehr beliebt. Hübsche, bauerlich geblümete Teller und Tassen aus buntem Steinzeug dienten als Tafelgeschirr. Um unsere Mahlzeiten reichhaltiger zu gestalten, sammelten wir die zarten Blätter des Guten Heinrich, der um die Ställe und Hütten herum wächst. Im Walde gruben wir nach Rapunzelwurzeln, aber nur selten, da dies sehr mühsam war. Zur Pilzzeit wurde eifrig gesammelt. Im kühlen Keller breiteten wir die Ernte der uns noch unbekannten Arten auf einem Brett aus und bestimmten sie anhand der Abbildungen und Beschreibungen eines entliehenen guten Pilzwerkes.

Etwas vom Schönsten und Unbeschwertesten war das gemeinsame Baden im Bache des nahe gelegenen Tobels nach dem Sammeln von Beeren und Schwämmen droben hinter dem Kapfwald, über dem Absturz des hohen Betliser Wasserfalles. An einer passenden Stelle entledigten wir uns jeweils der Kleider und stiegen ins kühle Wasser, da, wo eine tiefere Mulde sich gebildet hatte. Wir vergnügten uns mit Steinewerfen nach einem bestimmten Ziele, einem Grasbüschel, den Otto auf einen etwas entfernten Felsblock gestellt hatte.

Während des Tages beschäftigten wir uns nur zeitweise mit sichtbarem Zeichnen und Malen. Es war mehr ein Beobachten, Erleben und Aufnehmen. Oft legte sich Otto aufs Bett in seine Kammer, um wach, während einer stillen Stunde, sich und seine Gedanken zu sammeln. Wenn er seine Arbeiten zeigte, so wünschte er vor allem zu ergründen, ob die Empfindungen des Betrachters übereinstimmten mit eigenen, denen er Ausdruck zu verleihen suchte. Es freute ihn immer, wenn dies zutraf. Sobald die Dämmerung sich ankündigte und die Lichter vom gegenüberliegenden Ufer herüberflimmerten, zündeten auch wir unsere Petrol-Hängelampe an. Wir nahmen unsere Zeichnungen (Kompositionen) hervor, setzten uns um den Tisch und vertieften uns in die Arbeit. Nichts unterbrach die Stille als das Ticken von Ottos Taschenuhr, die neben ihm auf dem Tische lag. In regelmäßigen Intervallen sog Otto schlürfend an seiner großen, herabhängenden Tabakpfeife, die er mit der Linken stützte. Unser abendliches Zeichnen dauerte meistens bis tief in die Nacht. Selten war tagsüber ein Bild von Otto in der Wohnstube zu erblicken. Kam unerwartet ein Unberufener ins Haus, wurde derartiges sofort weggeschafft oder mit bereitgehaltener Zeitung zugedeckt. Obwohl die Nachbarn kaum je eine seiner Arbeiten zu Gesicht bekamen, fühlten sie seine geistige Überlegenheit und achteten ihn. Die Haustüre wurde des Nachts nicht abgeschlossen; es war, wie wenn niemand aus dem Dorfe zur Geisterstunde in unmittelbarer Nähe des «Faren» vorbeizugehen wagte. Gerne war Otto dabei, wenn er beim Heuen oder Emden den Nachbarleuten helfen konnte. Er trug oft wie sie ein weißleinenes Hirtenhemd mit Kapuze und liebte es, während des Vesperbrot, das ihm für sein Mithelfen geboten wurde, zu plaudern und zu spaßen.



Otto Meyer, *Hirtenlegende*, um 1914. Bleistift. Kunsthau Zürich | *Légende pastorale*; mine de plomb | *Shepherds' Legend*, pencil

Photo: Walter Dräyer, Zürich